



Durch Lacans Spiegel

Thierry Simonelli

(Leicht erweiterter Text des Vortrags „Durch Lacans Spiegel und was man dort finden könnte“, gehalten am Michael-Balint-Institut Institut Hamburg, im September 2013.)

Einleitung

In einem seiner Aufsätze über die eigenartige Epistemologie des französischen Strukturalismus erzählt der belgische Physiker Jean Bricmont folgende Geschichte:

„Nach dem Vortrag eines berühmten Professors sagte einer meiner Freunde bewundernd: „X war brillant. Selbstverständlich habe ich nicht ein Sterbenswörtchen von dem verstanden, was er gesagt hat.““

Ich habe zwar nicht verstanden was der Professor sagte, aber es war glänzend. Die Brillanz verweist hier auf den Schein. Ich bin beeindruckt, aber ich weiß nicht recht warum. Der Glanzeffekt ist von der Überzeugung begleitet, dass das was hier glänzt in der Tat Gold sein muss. Das rückt die Brillanz in die Nähe der Idealisierung: das Gesagte muss etwas Hervorragendes, etwas außerordentlich Tiefes, etwas ungemein Wichtiges sein, auch wenn ich weder das Hervorragende, noch das Tiefe oder das Wichtige erfasse. Davon überzeugt mich meine Begeisterung. Mein Verständnis tritt vor diesem Gefühl in den Hintergrund. Möglicherweise wird das Gefühl durch das *Unverständnis* noch verstärkt.

Das wäre also eine der möglichen Reaktionen auf solch brillante, aber unverständliche Inszenierungen: ich habe den Mann nicht verstanden, also er muss ein Genie sein. Ich kann seinen Gedanken nicht nachvollziehen, also muss es sich um eine unfassbar tiefe Wahrheit handeln. Eine solche Reaktion ist nicht selbstverständlich.

Aus psychoanalytischer Sicht dürften wir bei solchen Erlebnissen schnell an die Hypnose, an die Verliebtheit und vor allem an die Faszination denken. Auch an die mit ihnen einhergehende Suggestibilität. Freud schreibt, in seiner Analyse der Massenpsychologie das die Individuen den charismatischen Führer an „*die Stelle ihres Ichideals gesetzt*“¹ haben.

In der beschriebenen Szene entsteht die Brillanz des Professors also nicht so sehr aus dem Tiefgang seines Denkens, das ja unverstanden bleibt. Die Brillanz beleuchtet das Gesagte vom Ichideal des begeisterten Zuhörers oder Leser her. Der faszinierende Professor wird so zur Verbildlichung des Ichideals. Und je unverständlicher seine Aussagen bleiben, desto besser eignen sie sich als Projektionsfläche für die verschiedensten Ichideale.

Dieses psychologische Phänomen könnte einen guten Zugang zu Lacans Begriff des Imaginären abgeben. Von der Faszination am schönen Bild, ließe sich problemlos zum Spiegelstadium und zu seiner Bedeutung für die Psyche übergehen. Aber vorerst möchte ich Sie noch kurz auf zwei eher selten erwähnte Schwierigkeiten einer kompliziert verschachtelten Situation aufmerksam machen:

Was wäre nämlich, wenn der Professor der seine Zuhörer in der beschriebenen Art fasziniert, Lacan selbst wäre? Was wäre also, genauer gesagt, wenn Lacans Kritik der imaginären Faszination sich genau *der* Faszination bedienen würde, die Lacan kritisiert? Die Kritik der Faszination ließe dann die Zuhörer oder Leser in genau der subjektiv erlebten Faszination befangen, die sie als Irrtum oder Verkennung aufzeigt.

Und – zweite Hypothese – was wäre, wenn es sich bei dieser eigenartigen, doppelten Faszination, nicht einfach um einen ungewollten Nebeneffekt handeln würde, sondern um eine mehr oder weniger berechnete Strategie des Professors? Das Vorgebrachte bestünde dann für die Zuhörer oder die Leser aus einem eigenartigen „double bind“ bei dem durch die Inszenierung genau das getan wird, was im Gesagten bemängelt wird.

¹ *Ibid.*, 128.

² Z.B. Vappereau, 1997.

³ Siehe auch Derrida, 1980.

⁴ Diese Figur dürfte also in dem Falle noch nicht in der ersten Version des Spiegelstadiums von 1936 zu finden sein.

⁵ Siehe z.B. Frank, 2012.

Solche Fragen dürften das Spiegelstadium etwas komplizieren.
Aber jetzt zu Lacan.

Vor Lacans Spiegel

Es heißt oft, dass Lacans *Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion* der bekannteste Text Lacans sei. Das mag stimmen. Auch wenn der Aufsatz ganz am Anfang der ersten Periode von Lacans Werk steht - ein Werk das man gemeinhin in drei Perioden aufteilt - so lässt er doch schon vieles von Lacans Theorie des Subjekts der ersten und zweiten Periode erkennen. Ich möchte diese Perioden kurz erwähnen.

1. Die erste Periode von Lacans Denken ist vor allem der progressiven Entwicklung des Begriffs des Imaginären gewidmet. Das Imaginäre ist, nach Lacans Ausdruck, eine der drei Dimensionen des Subjekts: die beiden anderen sind das Symbolische und das Reale.

Im Imaginären versammelt sich nicht nur Lacans Auslegung des Ich, des Idealichs, des Narzissmus, der Erkenntnis, oder des Verkennens, sowie der Aggressivität und der daraus folgenden mörderischen sozialen Interaktionen. Hier findet man auch eine erste Auffassung der analytischen Arbeit.

2. In der zweiten Periode von Lacans Denken tritt das Symbolische in den Mittelpunkt. Das Symbolische leitet sich bei Lacan von einem etwas überraschenden Sprachbegriff ab, einem „eigenartigen Materialismus“, wie Lacan ihn selber benennt, der in flagrantem Gegensatz zur schönen hermeneutischen Auslegung von Hermann Langer steht. Ich habe die lacansche Sprachtheorie und ihre etwas problematischen Auslegungen von Ferdinand de Saussures Linguistik in meinem 2000 erschienen *Lacan. La théorie* im Detail dargestellt (Simonelli, 2000).

3. In der letzten Phase Lacans tritt das Reale in den Vordergrund. Wenn man sich noch ungefähr denken kann, was Lacan mit dem Imaginären und dem Symbolischen meint, so dürfte sich dies beim Realen als etwas schwieriger herausstellen. Denn das Reale soll nicht nur das bezeichnen, was Freud unter der "psychischen Realität" verstand, sondern auch die objektive Realität, vor jeder symbolischen oder imaginären Vermittlung - also etwas wie Kants Ding an sich, oder vielleicht Bions Beta-elemente. Das Reale soll aber auch manchmal noch die Struktur selbst der drei Dimensionen bilden. Diese Struktur entspricht zuerst der eines Torus, des Möbiusbandes, dann aber auch der Kreuzkappe, und zuletzt der des borromäischen Knotens, oder der borromäischen Ringe. In diesen Fällen soll das mathematische Gebilde, der Torus, das Möbiusband, die Kreuzhaube oder der Knoten das Reale ohne Verlust darstellen. Sie sollen

also allesamt keine Analogie sein, auch kein Modell, sondern die Struktur des Realen selbst.

Ich bin Ihnen sehr verbunden, dass ich heute nicht auf diese logischen Tüfteleien eingehen muss. Einige, wenige Autoren, haben in diesen Knoten Wunderwerke von topologischer Tiefsinnigkeit entdeckt.² Aber, soweit ich die Situation überblicke, haben diese Versuche keine wirklichen Konsequenzen gehabt, weder für die analytische Theorie, noch für die Praxis.

In Lacans Spiegel

Schauen wir uns jetzt an, was Lacan uns in seinem Spiegel zu sehen gibt. In Lacans Schriften wird das Spiegelstadium als zweiter Teil eines eigentlich späteren Aufsatzes – d.h. später als die erste Version des Spiegelstadiums – angegeben.

Dieser spätere Aufsatz trägt den Titel *Jenseits des Realitätsprinzips*. Dort versucht der selbstbewusste 35 jährige Psychiater, der seit drei Jahren bei Rudolf Loewenstein in Analyse ist, (schon damals) mittels rhetorischer Spielereien, ambitioniert literarischem Stil vermischt mit professoralem Duktus, universalen philosophischen Ansprüchen und umschweifenden Anspielungen, zu zeigen, dass der Assoziationismus der wissenschaftlichen Psychologie, gegen die sich die Psychoanalyse historisch behauptet, weder objektiv, noch materialistisch noch wissenschaftlich ist. Deshalb stellt die Psychoanalyse einen unumgänglichen Fortschritt in der wissenschaftlichen und materialistischen Psychologie dar.

Genauer gesagt *zeigt* Lacan das nicht wirklich, sondern bedient sich schon eines Handgriffs, den er später in seinen Seminaren zur wahren rhetorischen Kunst entwickeln wird.

Ich möchte ihnen nur kurz einen Satz zitieren, der meiner Meinung nach eine von Lacans rhetorischen Hauptstrategien darstellt. Nachdem Lacan festgestellt hat, dass die freudsche Revolution, wie jede wissenschaftliche Revolution, nur aus der vorherrschenden Wissenschaft der damaligen Zeit heraus richtig zu verstehen ist, und dass dieses richtige Verständnis einer detaillierten Exegese der entsprechenden Texte bedarf, fährt er fort :

„Wir legen den Rahmen dieses Artikels fest indem wir bitten, dass man uns in Bezug auf diese Arbeit einen Vertrauensvorschuss gewähre, mindestens provisorisch, um hier dieses Moment der Kritik auszuführen das uns wesentlich scheint.“ (E, 74)

² Z.B. Vappereau, 1997.

Das französische Wort, das Lacan hier gebraucht ist „*crédit*“. Der Leser, der Zuhörer soll Lacan also diesen Vertrauensvorschuss gewähren, wenn auch nur provisorisch, dass das wesentliche was jetzt kommt, dass die Wahrheit, die jetzt vor unseren Augen aufgehen wird, sich auf eine detaillierte, weit umschweifende historische und wissenschaftsgeschichtliche Auslegungsarbeit stützt.

In einem seiner Seminare nannte der französische Psychoanalytiker Jean Allouch diese Vorgehensweise den „*crédit ailleurs*“: den anderwärtigen Kredit. Der lange Denkweg, auf den Lacan hier hinweist, die Beweisführung, oder die Argumentation haben anderswo stattgefunden. Oder sie werden noch stattfinden: im nächsten Aufsatz, in der nächsten Stunde des Seminars, oder im Seminar des nächsten Jahres. Dann wird alles klarer und überzeugender, aber für jetzt gilt es erst einmal Lacan den Glauben zu schenken, dass alle Voraussetzungen schon so stimmen, und dass man vorerst zu den tieferen oder größeren Wahrheiten fortschreiten kann.³

Anstelle dieser bereits erfolgten oder noch zu erfolgenden Arbeit bringt Lacan seine Zuhörer und Leser von einer Enthüllung zur nächsten, von einer interessanten Anspielung zur nächsten. Hier kommt die Brillanz ins Spiel. Und diese wäre die zweite große rhetorische Strategie Lacans. Wenn wir ihm, auch nur provisorisch folgen, dann wartet ein Feuerwerk von kulturellen, literarischen, philosophischen, psychoanalytischen und manchmal sogar klinischen Hinweisen auf uns, die immer mehr oder weniger obskur auf einen Sinn, auf einen Zusammenhang hinweisen. Es kommt jedoch nie – und das scheint mir wesentlich – zur Kristallisierung einer Sinngestalt, einer Aussage oder einer Position. Ich glaube es war Jacques Derrida, der dieser Technik den Namen des „*coup de phare*“ gab: die Technik des Schlaglichts.

Zurück zum *Jenseits des Realitätsprinzips*. In diesem Vortrag verteidigt Lacan Freuds „Phänomenologie“ gegen den naiven Realismus der philosophischen und psychologischen Assoziationspsychologie. Und er verteidigt Freud so, dass er zugleich seinen eigenen Begriff des imaginären Ich vorzeichnet, das, ganz im Gegensatz zu Freuds Ich, nicht dem Realitätsprinzip, sondern der bildlichen Identifizierung und der ihr entsprechenden Verkennung folgt. Lacan kritisiert zwar hier Freuds Realitätsprinzip im Zusammenhang mit dem Ich, aber er möchte ihm im

³ Siehe auch Derrida, 1980.

Hinblick auf neuere psychologische Forschung seinen wahren Status verleihen. Dass das Ich dabei seinen Realitätsbezug fast vollständig verliert und zum Instrument eines immerwährenden Verkennens mutiert soll nicht stören; es geht ja um tiefere Wahrheiten. Wie Freuds Ich, wird auch Lacans durch die Wahrnehmung entscheidend geprägt. Aber Freuds Realitätsprüfung kommt, im Sinne des Imaginären, nie über den Irrtum hinaus. So wird Realitätsprüfung bei Lacan zu ihrem Gegenteil: zur Quelle der wesentlichen Entfremdung, die Lacan zufolge jeder Erkenntnis innewohnt.

Hier kündigen sich also schon zwei wichtige Aspekte des lacanschen Subjekts an, die später auf die Dimensionen des imaginären und symbolischen verteilt werden. Das Subjekt wird durch die Spannung zwischen zwei Aspekten, dem Imaginären und einem anderen, das Lacan hier noch abstrakt als soziale Interaktion bezeichnet. Zu dieser Zeit scheint die soziale Interaktion auch noch nicht von der Logik der Signifikanten aufgehoben. Meines Erachtens stammt diese Interaktion noch aus der Definition der Persönlichkeit aus Lacans Doktorarbeit drei Jahre zuvor. In *Über die paranoische Psychose in ihren Beziehungen zur Persönlichkeit* charakterisierte Lacan die von ihm sogenannte „objektive Definition“ der Persönlichkeit durch folgende drei Aspekte: die Persönlichkeit wird bestimmt 1. durch die Biographie des Subjekts, 2. durch seinen Selbstbegriff, und 3. durch eine „gewisse Spannung der sozialen Beziehungen“.

Aber genauso wie die „Interaktionen“ der ersten Aufsätze werden die „sozialen Beziehungen“ hier nicht genauer erläutert. Dies geschieht erst 1969/1970 im *Seminar XVII* mit der Theorie der vier Diskurse (Lacan, 1991b).

So führt Lacan also das *Spiegelstadium* in der Originalfassung der *Écrits* ein. Aufgabe des *Spiegelstadiums* ist es, so Lacan, Freuds tiefgreifende Revolution in der Funktion und im anthropologisch-philosophischen Wesen des Bildes zu begründen. Im Spiegelstadium, einer seiner beliebtesten Denkfiguren, die er wahrscheinlich von Alexandre Kojèves Vorlesungen über Hegels Philosophie des Geistes übernommen hat (1933-1939⁴).

Das wäre also die dritte rhetorische Technik die ich ihnen heute vorstellen möchte: Freud wusste es schon, aber er wusste noch nicht, dass er es

⁴ Diese Figur dürfte also in dem Falle noch nicht in der ersten Version des Spiegelstadiums von 1936 zu finden sein.

wusste. Erst Lacan weiß, dass Freud wusste was er wusste. Konkret: Freud hat zwar schon die Funktion des Bildes entdeckt, aber er wusste noch nicht was er damit entdeckt hat. Erst Lacan gibt dieser Entdeckung ihren richtigen psychologischen, philosophischen, biologischen, ethnologischen und soziologischen Sinn, und rückt sie somit an die rechte Stelle der Universalgeschichte: die Stelle der Wahrheit.

Dabei beginnt *Spiegelstadium* ganz bescheiden, mit einer entwicklungspsychologischen Entdeckung von James Mark Baldwin aus den 90er Jahren des 19. Jahrhunderts (Baldwin, 1895). Baldwin, Philosoph und Psychologe an der Princeton Universität, folgte dem Ansatz des Religionsphilosophen Josiah Royce, demzufolge die Erkenntnis des Ich, oder der Selbstbegriff, wie man mit dem frühen Lacan sagen könnte, erst aus der Differenz zu den anderen entsteht. Ich erkenne mich, wenn ich mich als verschieden von den anderen erfahre (Ellenberger, 1970, pp. 404–405).

Lacan selbst hat diesen Ansatz zwar von Janet übernommen, aber er hat ihn dann trotzdem über Henri Wallons Auslegung Rezeption gegeben. Deshalb findet man auch keines der Entwicklungsstadien Baldwins und Janets bei Lacan. Nur Wallons Idee des synthetisch vereinten Körperbildes wird von Lacan in seine eigene Deutung des Spiegelstadiums übernommen.

Zwischen 6 und 18 Monaten erkennt der Säugling sich selbst in seinem Spiegelbild. Lacan beschreibt diese Erfahrung folgendermaßen:

Das Menschenjunge erkennt auf einer Altersstufe von kurzer, aber durchaus merklicher Dauer [...] im Spiegel bereits sein eigenes Bild als solches. Dieses Erkennen wird signalisiert durch die illuminative Mimik des *Aha-Erlebnisses*, in dem sich – als einem wichtigen Augenblick des Intelligenz-Aktes – sich nach Köhler die Wahrnehmung der Situation ausdrückt. (Lacan, 1996, p. 63)

Im Gegensatz zu den Entwicklungspsychologen, die noch immer darüber diskutieren auf welche kognitiven Prozesse dieses Aha-Erlebnis hinweist, weiß Lacan auch ohne weitere Untersuchungen oder Fragestellungen, was im Kopf des Säuglings vor sich geht:

Solche Aktivität behält für uns [...] den Sinn den wir ihr geben. Sie verrät nicht nur einen libidinösen Dynamismus, der bis dahin problematisch geblieben ist, sondern auch eine ontologische Struktur der menschlichen Welt, die in unsere Reflexionen über paranoische Erkenntnis eingeht. (Lacan, 1996, pp. 63–64)

Halten wir einen Moment inne.

Das Spiegelerlebnis, besonders vor dem Hintergrund der angeführten Autoren, dürfte jede Menge Fragen beim Leser oder Zuhörer wecken. Der Begriff des Selbstbewusstseins, und die damit verbundene Problematik der Selbsterkenntnis gehören schon an sich nicht zu den einfachsten Denkrätseln. Dieses Problem charakterisiert eigentlich die gesamte neuzeitliche Philosophie, von Descartes bis Dieter Henrich, über die Deutschen Idealisten und die französischen Existenzialisten.⁵ Komplizierter wird die Situation in Lacans Text noch dadurch, dass er im ersten Abschnitt seines Textes diese Problematik mit der Absicht verbindet, die Funktion des Ich, „wie wir sie in der Psychoanalyse erfahren“, zu verdeutlichen und zugleich den französischen Existenzialismus, als Variante der Philosophie des *Cogito* – kurz gesagt, der gesamten neuzeitlichen Philosophie – als im Ansatz falsch zu erweisen. Über die Wahrheit Freuds hinaus, gilt es also für Lacan die ganze neuzeitliche Philosophie als von der Psychoanalyse überholt auszuzeichnen. Damit ist Psychoanalyse nicht mehr nur Psychoanalyse, sondern wird selbst zur fortschrittlichen, post-modernen Philosophie.

Das wäre schon ein ganz beträchtliches Programm. Ein Programm das zu seiner Entfaltung leicht mehrere Aufsätze, wenn nicht gar mehrere Bücher benötigen dürfte.

Kommen wir zum Siegel zurück. Was hat diese Spiegelerkenntnis mit Freud zu tun? Der Spiegel kommt nur einmal im Werk Freuds vor, und dort handelt es sich nicht um Selbsterkenntnis, sondern um das Fort-Da-Spiel, das Freuds Auslegung zufolge, auf die Bewältigung der Abwesenheit der Mutter bezieht, nicht auf die richtige oder falsche Selbsterkenntnis. Natürlich kann man hier über einen möglichen Zusammenhang nachdenken und einige interessante Fragen aufwerfen, über einige interessante Antworten streiten. Aber Lacan hat für solche Detailerwägungen nicht viel übrig.

Auch ist nicht sofort einzusehen, wie das frühkindliche Spiegelerlebnis die Funktion des Ich in der Psychoanalyse – in der analytischen Theorie, oder Praxis? – verdeutlichen kann. Und wie und weshalb stellt sich „unsere spezielle Erfahrung“ in der Psychoanalyse der neuzeitlichen Philosophie entgegen? Wie leitet sich die „ontologische Struktur der menschlichen Welt“ aus dieser „jubilatorischen Geschäftigkeit“ ab, und weshalb tritt

⁵ Siehe z.B. Frank, 2012.

hier die Entwicklungspsychologie und ihre Bedeutung in der Psychoanalyse, an die Stelle eines der Spezialgebiete der traditionellen Metaphysik?

Dort also, wo sich Psychoanalytiker, Psychologen, Soziologen, Biologen und Philosophen bis heute über mögliche Auslegungen eines psychischen Phänomens streiten, dort, wo sich auch beim Leser Lacans die Fragen schon anhäufen dürften, wartet Lacan mit einer beeindruckenden Fülle von faszinierenden Antworten auf, die vom Kleinkind über die gesellschaftliche Dialektik und die Ideengeschichten der Philosophie, der Psychologie und der Psychoanalyse bis zur ontologischen Struktur der Welt überhaupt reichen.

Was also wie eine harmlose Illustration aus der Entwicklungspsychologie anfang und dann Freuds Revolution in der Geschichte der Psychologie klarstellen sollte, enthüllt sich nach wenigen Abschnitten zum intellektuellen Abenteuer vom Ausmaß der großen idealistischen Philosophiesysteme. Freuds Revolution erlangt mit Lacans Spiegelstadium eine weltgeschichtliche Dimension, die weit über die einfache narzisstische Kränkung hinausgeht, mit der sich Freud noch begnügte. Bei Lacan geht es in hegelscher Manier sofort um das Ganze, um Gott, Welt und den Menschen.

Wie aber vermag jemand der sich erst seit wenigen Jahren mit der analytischen Theorie beschäftigt und noch selbst als Analysand auf der Couch liegt, ein solches Abenteuer, das sich in der Ambition nur noch an Hegels absoluter Philosophie messen kann, auf knapp 7 Seiten zu bewerkstelligen? Immerhin brauchte der 37-jährige Hegel noch gut 500 Seiten und äußerst dichte Argumentation um zum absoluten Wissen zu gelangen.

Bei Lacans Eiltempo muss also einiges wegfallen; unter anderem das Argumentieren, das Fragen, das Beweisen, das systematische Deuten. Die schon erwähnten interessanten Anspielungen, die faszinierenden Assoziationen, die spannenden Hinweise, die atemberaubenden Sprünge und die dramatischen Vergleiche erscheinen bei Lacan immer dort, wo eine Argumentation angebracht wäre. Lacan verkompliziert dazu sein ohnehin schon kompliziertes gedankliches Gefüge noch dadurch, dass er den klaren Ausdruck sooft wie möglich durch Zweideutigkeiten und Wortspiele ins Ungefähre verdünnt.

Die Arbeit des Gedankens fällt damit dem Zuhörer oder dem Leser zu, der schon alle Mühe damit haben wird, zu verstehen was überhaupt gemeint

ist, und der, soweit er die semantische Überdeterminierung durchschaut, trotzdem nur Resultate von ungreifbaren Gedankengängen einsehen kann. Versuchen wir ein paar dieser Resultate zusammenzubringen.

Das Spiegelbild, in welchem der Säugling sich erkennt, erzeugt eine Identifizierung, durch die er von „motorischer Ohnmacht und Abhängigkeit“ der „spezifischen Vorzeitigkeit der menschlichen Geburt“ (E 66) zur Antizipation einer „orthopädischen Ganzheit“ (E 67) gelangt. Hier artikulieren sich Innenwelt und Außenwelt von Anfang an zu einer unüberwindbaren Entfremdung.

Die Identifizierung vereint zwar das zerstückelte Körperbild der Selbstwahrnehmung in der schönen Gestalt, aber beschränkt den Menschen sofort „auf jenes „bisschen Realität“ [...] das die surrealistische Unzufriedenheit an ihr denunziert.“ Der Säugling vor dem Spiegel reißt sich schlussendlich „aus den Fesseln“ seiner Stützen um „den momentanen Aspekt des Bildes noch einmal [zu erhaschen], um ihn zu fixieren“. (63)

Weshalb, mag man sich wohl fragen, möchte denn der Säugling dieses Bild fixieren? Hier finden wir eine von Lacans anthropologischen Grundüberzeugungen: der Mensch will, fast möchte man sagen von Natur aus, das Ganze; den ganzen Körper, die ganze Gestalt, das ganze Objekt des Begehrens, das ganze Genießen, die ganze Frau, usw.

Aber wegen der Entfremdung im Bild und wegen der spezifischen Eigenart der Sprache erlangt er immer nur einen Teil oder einen enttäuschenden Ersatz: nicht das ganze Objekt des Begehrens (das *Ding*), sondern nur ein Objekt für das Begehren (Objekt-*a*), dadurch auch nicht den ganzen Genuss (*jouissance*), sondern den immerwährenden Mangel des Begehrens (*désir*).

Das Ganze gibt es nur als Schein, im Spiegelbild, im Imaginären und den daraus entstehenden Projektionen. So ist Lacans Mensch, oder was davon übrig bleibt – das Subjekt der Signifikanten oder das Subjekt des Begehrens – zeit seines Lebens zu dieser Grundspannung verurteilt das Ganze zu erstreben und nur Teile zu erreichen. Die menschliche Existenz wird so zum metaphysischen Drama der Endlichkeit des nach Vollständigkeit strebenden Wesens. Hier erlangt die Psychoanalyse in der Tat den Statut eines philosophischen Systems, hier wird, anders gesagt, die Psychoanalyse zur Weltanschauung, zum Schlüssel aller Welträtsel.

Während Freuds Mensch im Konflikt zwischen unbewussten Trieben und Wünschen einerseits und der sozialen Realität mit ihrer ‚Moral‘ andererseits um ertragbare Kompromisse kämpft, so gibt es für Lacans

Subjekt eigentlich nur ein einziges unerreichbares Ziel: das Ganze. Hierin besteht für Lacan *das* Problem des Menschen. Und dieses einzige Problem kennt auch nur eine einzige Lösung: die Annahme der unausweichlichen Kastration, d.h. der Anerkennung der sowieso schon faktischen Unmöglichkeit das Absolute zu erreichen.

Nun gilt diese Idee selbstverständlich auch für die Wahrheit. In der abgedruckten Einführung zum Fernsehinterview mit Jacques Alain Miller schreibt Lacan im ersten Satz:

Je dis toujours la vérité : ' pas toute, parce que toute la dire, on n'y arrive pas. La dire toute, c'est impossible, matériellement : les mots y manquent. (Lacan, 1974, p. 9)

Ich sage immer die Wahrheit, aber nicht die ganze, weil man es nicht fertig bringt, die ganze Wahrheit zu sagen. Sie ganz zu sagen ist materiell unmöglich: es fehlen dazu die Worte.

Das Ich ist hier selbstverständlich nicht unbedingt auf Lacan selbst zu beziehen. Obwohl die Zweideutigkeit doch irgendwo bestehen bleibt. Wer oder was aber genau mit diesem Ich gemeint ist – das Symptom, das Subjekt des Unbewussten, oder die Signifikanten – bleibt aber auch wieder dem Zuhörer oder Leser überlassen.

Auf jeden Fall kann man sehr gut aus Lacans Sprachtheorie entnehmen, dass Worte nie die ganze Wirklichkeit wiedergeben können. Das scheint weder außerordentlich tief, noch besonders neu, aber bei Lacan wird dieser Grundsatz jeder logischen oder philosophischen Überlegung über die Sprache zum tiefsten Geheimnis der Psychoanalyse und zum innersten Wesen des Menschen überhaupt.

Selbstverständlich lässt sich Lacan nicht auf den performativen Selbstwiderspruch ein, dem sich jeder aussetzt, der die universale Geltung einer immer nur partiellen Wahrheit beansprucht. Und dennoch: genau das versprechen Lacans Texte, und genau solches verspricht schon das *Spiegelstadium*: die ganze Wahrheit über den Menschen als eines an seiner Endlichkeit leidenden Wesens, das sich zwischen einer imaginären und symbolischen Entfremdung entscheiden muss.

Aus dieser Perspektive scheint mir Lacans eigene Deutung des Spiegelerlebnisses auch durchaus konsistent: „das *Spiegelstadium*“, schreibt Lacan, „ist ein Drama, dessen innere Spannung von der Unzulänglichkeit auf die Antizipation überspringt“, die Antizipation der Ganzheit. (E, 67) Hier ist es der „zerstückelte Körper“ der Erfahrung des Säuglings, der sich nicht mehr wünscht als das Erlangen einer Ganzheit

die immer nur „Fata Morgana“ bleibt. Später wird es das Subjekt des Signifikanten sein, welches das „Ding“ erreichen möchte, aber sich immer nur mit dem Objekt-*a* zufrieden geben muss, und so zum Mangel, d.h. zum Begehren verdammt ist.

Durch Lacans Spiegel

Ich möchte jetzt zum praktischen Teil von Lacans Endlichkeitstheorie kommen. Denn wir scheinen jetzt so weit in die philosophische Anthropologie entglitten zu sein, dass die Bedeutung der lacanschen Wahrheiten für die Psychoanalyse leicht aus dem Blickfeld geraten. Wie also sieht eine Psychoanalyse der imaginären Entfremdung und der sprachlich bedingten Endlichkeit aus?

Man könnte sagen, dass die wahre Natur des Ichs, wie sie im Spiegelstadium von Lacan definiert wurde, die Natur der psychoanalytischen Arbeit offenbar werden lässt. Das Ziel des analytischen Prozesses lässt sich aus der Ichkritik ableiten: es kann in der Analyse nur darum gehen, dem Analysanden dieses Ich als insgesamt falsch aufzuzeigen und ihn dann durch seine imaginäre Verkennung hindurch zu der wahren Subjektivität zu führen, die erst in der symbolischen Entfremdung möglich wird.

Diese Überzeugung deutet Lacan schon teilweise im Jahr 1936, nach der Veröffentlichung des *Spiegelstadiums*, in seinem Aufsatz zum „*Jenseits des Realitätsprinzips*“ an.

Er schreibt dort, dass die analytische Arbeit die Arbeit eines Illusionisten ist, dessen Absicht darin besteht, die Illusionen aufzulösen. Im psychoanalytischen Prozess soll der Analysand die multiplen Varianten seines Bildes progressiv erkennen, um diese dann als falsches Selbstbild sowohl in seiner realen Wirksamkeit als seiner faktischen Unwirklichkeit zu entlarven. Dabei lernt der Analysand auch zu erkennen – obwohl das Wort „erkennen“ hier schon falsch ist, da Erkenntnis Lacan zufolge ja immer nur Verkennen sein kann – dass jede menschliche Erkenntnis eigentlich auf solcher imaginären Verkennung beruht. Was genau hinter dieser imaginären Entfremdung auf das Subjekt der Analyse wartet ist in diesen Jahren jedoch noch nicht so klar.

Im *Seminar I* von 1953/54, über die technischen Schriften Freuds, entwickelt Lacan einen ersten Ansatz einer analytischen Praxis, der auf diese Frage antwortet. Hinter dem Spiegel des Imaginären findet sich das Symbolische. Nur im Symbolischen, nur durch Sprache – wohlgemerkt,

Sprache in Lacans ganz spezifischer Deutung als „Logik der Signifikanten“ – ist Subjektivität möglich; genauso, wie erst durch die Sprache Unbewusstes im psychoanalytischen Sinn entstehen kann.

Diesen Standpunkt verdeutlicht Lacan später im *Seminar VII* über die Ethik der Psychoanalyse (1959-1960) und im späteren *Seminar XXI* über die Namen des Vaters („*Les non-dupes errent*“: *die nicht Hereingefallenen lassen sich hinters Licht führen*). Hinter dem Spiegelbild der imaginären Selbstbegriffe, hinter der falschen Entfremdung wartet die symbolische, die ‚richtige‘ Entfremdung auf den Menschen. Hier erst wird der Mensch zum Subjekt dadurch, dass ihm aus der autonomen Logik und Dynamik der Signifikanten heraus seine Stellung in der Welt, sein Begehren und sein persönlicher Sinn zugewiesen werden.

Die Analyse dient dazu, den im Imaginären Befangenen, der sich irrtümlich im Besitz von Befriedigungserfahrungen glaubt, der sich entfremdet als Ich oder Selbst wahrnimmt, der sich irrtümlicherweise im Besitz irgendeiner Erkenntnis glaubt, von diesen Täuschungen zu befreien, und ihn dazu zu bringen sich dem Wissen des Symbolischen zu übergeben, d.h. auf die an sich sinnlosen, aber in der gegenseitigen Verknüpfung sinnstiftenden Signifikanten ‚hereinzufallen‘ (*être dupe*).

Es ist nicht schwer, bei solchen Erwägungen, an Adornos Kritik einer gewissen Psychoanalyse zu denken:

Denen Lust und Himmel gleichermaßen verehrt wird, die taugen dann in der Tat am besten zu Objekten: das Leere und Mechanisierte, das an erfolgreich Analysierten so oft sich beobachten läßt, kommt nicht nur aufs Konto ihrer Krankheit, sondern auch auf das ihrer Heilung, die bricht, was sie befreit. (Adorno, 1997, p. 73)

Der Widerspruch zwischen Lacans Theorie des Menschen und seiner Auffassung der analytischen Arbeit einerseits, und seinen theoretischen Ansprüchen andererseits ist am offensichtlichsten in seinen Textauslegungen. Vor allem auch in seiner Auslegung von Freuds Texten. Während der Lacansche Mensch, genau wie der Arnold Gehlens, nur als Mängelwesen zu denken ist, dessen grundsätzliches Streben vom Säuglingsalter an einzig und allein darin bestehen soll, diese Mängel zu überwinden, müssen Texte als potentiell vollständig angesehen werden, da sie mit der einzig richtigen Deutung semantisch so gesättigt werden können, dass jede weitere Auslegung als Fehldeutung wegfällt. Auch Theorien können und sollen die Wahrheit, oder besser noch: das Reale, definitiv adäquat wiedergeben.

Diese Überzeugung entwickelt der späte Lacan in seinen Entdeckungen mit der mathematischen Topologie, der symbolischen Logik – den von ihm sogenannten Mathemen – und der Theorie der Knoten, die das Reale ohne jeglichen Verlust darzustellen vermögen. Das was Lacan später „*écriture*“ nennen wird – die Schrift oder das Schreiben – besteht gerade in dieser Idee, dass das Reale auf *eine* (einzige) richtige Weise erfasst werden kann. Und dass, folglich, derjenige, der das Reale so zu fassen weiß, eigentlich nicht mehr unter dem metaphysischen Mangel an Wahrheit leidet. So müsste man also annehmen, dass Lacans Theorie die einzige Ausnahme zur Allgemeingültigkeit des Mangels darstellt.

Was Roudinesco – meines Erachtens ganz richtig – über Lacans erste Veröffentlichungen schreibt, gilt auch noch für sein späteres Denken:

Anstatt sich von einem Modell inspirieren zu lassen oder es zu entziffern, schreibt er ihm einen Sinn zu, den Seinen, und macht daraus den einzig möglichen Sinn. So dachte er, dass jeder Text eine Wahrheit enthält, die auf eine *einzige* Deutung wartet. In diesem Sinne lehnte Lacan jede kritische wissenschaftshistorische Methode und jede Vergeschichtlichung von Texten ab. [...] Aus diesem Grund schrieb er sich die Position des Gesetzgebers und des Übersetzers der wirklichen Wahrheit gegenüber dem von ihm benutzen Korpus zu. (Roudinesco, 1993, P. 85)

Ein gutes Beispiel für ein solches Vorgehen beim späteren Lacan stellt der Begriff des „*trait unaire*“ (der einzelne Zug) dar. Es gibt grundsätzlich zwei Identifizierungstypen für Lacan: der imaginäre und der symbolische. Dieser letztere ist für das Subjekt ausschlaggebend (Lacan, 1991a, 22. November 1961), weil für Lacan ein Signifikant das Subjekt für einen anderen Signifikanten repräsentieren soll (Lacan, 1966, p. 819). Nun besteht ein Signifikant Lacan zufolge nur aus seiner reinen Differenz zu anderen Signifikanten⁶. Aber auch in Abwesenheit anderer Signifikanten etabliert ein einzelner Signifikant schon die reine Differenz⁷.

⁶ Dass sich Lacan dabei an Ferdinand de Saussure bezieht könnte in dieser Hinsicht auch als Beispiel dienen. De Saussure behauptet nirgends, dass Signifikanten nur auf reine Differenzen zurückzuführen seien. De Saussure glaubt nicht einmal, dass Signifikanten vom Signifikat in Lacans Manier gelöst werden können. Die Verbindung von Signifikant und Signifikat ist innerhalb einer Sprachgemeinschaft nach de Saussure *nicht* arbiträr. (Emile Benveniste hat das später klarer dargestellt; s. Benveniste, 1966). Reine Differenz verweist bei de Saussure auf den Begriff des Werts eines Zeichens (Saussure, 1989, pp. 257–264). Während Lacan also die reine Differenz abstrakt auf die syntaktische Struktur der Sprache bezieht – auf die „*chaîne signifiante*“ - existiert sie für de Saussure nur im Bereich des Semiotischen. So gibt es einen reinen Wertunterschied zwischen „*redouter*“ (befürchten), „*craindre*“ (fürchten) und „*avoir peur*“ (Angst haben) solange diese Zeichen als Synonyme innerhalb der französischen Sprache austauschbar sind. Es gibt jedoch in diesem Sinne keine reinen Differenz z.B. zwischen *craindre*

Ein einfacher, einzelner schwarzer Strich auf einem weißen Blatt ist insofern die Matrix aller Signifikanten. Dieser einzelne Zug, der die reine Differenz in die Welt einführt ist das eigentliche Wesen des Signifikanten. Nun habe, so Lacan, Freud schon ohne es zu wissen diese Wahrheit aus de Saussures Linguistik psychologisch für die Identifizierung ausgewertet.

In seiner *Massenpsychologie und Ichanalyse* unterscheidet Freud drei Formen der Identifizierung (Freud, 1999, pp. 115–117). Freud spricht hier von einem Identifizierungstyp bei dem „die Objektwahl [...] zur Identifizierung regrediert“ ist. Auffällig ist hier „dass [...] die Identifizierung eine partielle, höchst beschränkte ist, nur einen einzigen Zug von der Objektperson entlehnt.“ (Freud, 1999, p. 117) Wie bekannt spricht Freud zwar auch beim dritten Identifikationstyp, der „vom Objektverhältnis zur kopierten Person ganz absieht“, von einer bedeutsamen Analogie „in einem Punkte“. Ob es einen möglichen subtilen, unbekanntem Unterschied zwischen dem einzigen Zug und dem einen Punkt gibt, präzisiert Lacan zwar nicht.

Fest steht aber auf jeden Fall, dass Freud mit seinem einzigen Zug den „*trait unaire*“, den einzelnen Zug, d.h. die Matrix der Signifikanten und ihrer Signifikantenkette entdeckt hat. Dass dafür Freuds Akkusativ in einen Nominativ umgewandelt und von der Beschreibung eines psychischen Prozesses zum psychoanalytischen Grundbegriff erhoben werden musste stört die Wahrheit nicht.

Wie verhält es sich nun mit den *Schriften*, von denen Lacan selbst später anerkannte, dass sie als Schriften nicht sehr zufriedenstellend waren, da jeder Aufsatz oder verschriftete Vortrag immer nur fragmentarisch blieb? Lacan selbst sagte von seinen *Schriften* sie seien wie diese japanischen Papierblumen die sich, raffiniert zusammengefaltet, erst im Wasser entfalten und dort progressiv ihre richtige endgültige Form annehmen. Das Wasser der geschriebenen Papierblumen aber seien die *Seminare*. Hier, in den Seminaren, erschließe sich erst, was in den *Schriften* angekündigt oder angedeutet wird. In den Seminaren würde also der Kredit, den der Leser der *Schriften* Lacan ausstellen soll, eingelöst. Erst in den Seminaren wird die ganze Wahrheit der *Schriften* greifbar.

und *affronter* (gegenüberstellen, konfrontieren). Man könnte sage, dass sich hier Lacan bei de Saussure bedient, ihm Signifikanten entleiht denen er dann den ihm eigenen Sinn unterschiebt und sie trotzdem mit de Saussures Namen unterschreibt.

⁷ Für eine allgemeinere Kritik des Begriffs der reinen Differenz bei de Saussure, s. Bredin, 1984. Für eine detailliertere Kritik von Lacans de Saussure Auslegung s. Simonelli, 2000, Kapitel XX.

Ich glaube es kommt für niemanden, der gutgläubig Lacans Versprechen folgte und einige Monate oder Jahre mit den *Seminaren* verbracht hat – zählen Sie mich dazu – als Überraschung, dass auch hier der angekündigte Goldstandard mehr angekündigt als eingehalten wird. Immer wieder entdeckt Lacan hier große Wahrheiten, deren Hinterfragung auch immer wieder auf später verlegt werden muss, weil sich die nächste große Wahrheit schon fertig ausgedacht aufdrängt, und die übernächste sich schon am Horizont andeutet. So erzeugen Lacans Seminare und Texte eine ständige Spannung, die von einer faszinierenden Entdeckung zur nächsten gleitet und immer wieder überraschende Wahrheiten entdeckt die, noch ehe sie durchdacht werden können, wieder von der nächsten Wahrheit überblendet werden.

Aber das eigentliche Problem für zu spät Gekommenen wie mich ist, dass wir ja nur mehr die geschriebenen Worte Lacans haben. Der Vater des Begriffs der „*écriture*“ verabscheute nämlich das Schreiben. Für ihn waren Veröffentlichungen von Geschriebenem eigentlich nur „*poubellications*“. Dieses Wortspiel besteht aus einer Verdichtung von „*publication*“ (Veröffentlichung) und „*poubelle*“ (Mülleimer). Ich möchte es fast mit „Vermüllung“ übersetzen. Seine *Schriften*, so Lacan, seien also eine Vermüllung. Und auch mit der Veröffentlichung der Verschriftung seiner *Seminare* von Jacques-Alain Miller schien Lacan keinesfalls zufrieden. Der Grund dieser doch wenig glaubhaften Selbstironie ist, dass für Lacan allein das gesprochene Wort zählte; das Wort des Meisters vor seinen begeisterten Zuhörern.

Abschließend möchte ich also behaupten, dass die Spiegelmetapher sich gut auf Lacans eigenen Ansatz anwenden lässt. Die unverständlichen *Schriften*, die die Wahrheit der freudschen Psychoanalyse nur bruchstückhaft andeuten, so das Versprechen Lacans, werden erst im Spiegel der *Seminare* ganz. Die letzteren erklären, beweisen und vollständigen das was im Geschriebenen nur Fragment blieb. In den Seminaren aber wiederholt sich dieselbe Rhetorik des anderwärtigen Kredits. Damit aber nicht genug. Die Seminare ihrerseits werden erst verständlich im Spiegel der praktischen Erfahrung einer lacanschen Analyse. Die klinische Erfahrung wird hier zum letzten Garanten der Wahrheit der theoretischen Konstruktion. Nur in den Erfahrungen auf Lacans Couch wird die ganze Wahrheit von Lacans Denken überzeugend fassbar. Und wenn auch nicht hier? Nun, dann ist wohl der Widerstand am Werk und es muss bis zur Überzeugung weiteranalysiert und weiterstudiert werden.

So wächst die Kreditblase von Spiegelung zu Spiegelung. In den Seminaren führt dies zu immer komplizierteren Konstrukten, zu immer komplizierteren sprachlichen und logischen Knoten, auf denen immer mehr Beweislast wiegt. In der analytischen Technik wurde umgekehrt der Eingriff des Analytikers immer seltener und immer kürzer, so dass die Analysanden sich wieder vermehrt zu Lacans Schriften und Seminaren wendeten, um dort zu erfahren was ihr Analytiker *ihnen* nie sagte. Damit wurde die analytische Arbeit in der Tat zur Arbeit von Illusionisten. Aber von Illusionisten die nicht mehr imstande sind die Illusionen aufzulösen, mit denen das ganze Gedankengebäude steht und fällt.

Bibliographie

- Adorno, T. W. (1997). *Minima Moralia: Reflexionen aus dem beschädigten Leben*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Baldwin, J. M. (1895). *Mental Development in the Child and the Race*. New York: Macmillain.
- Benveniste, E. (1966). *Problèmes de linguistique générale. I I*. Paris: Gallimard.
- Bredin, H. (1984). Sign and Value in Saussure. *Philosophy*, 59(227), 67–77.
- Derrida, J. (1980). *La carte postale: de Socrate à Freud et au-delà*. Paris: Flammarion.
- Ellenberger, H. F. (1970). *The discovery of the unconscious; the history and evolution of dynamic psychiatry*. New York,: Basic Books.
- Frank, M. (2012). *Ansichten der Subjektivität*. Berlin: Suhrkamp.
- Freud, S. (1999). *Gesammelte Werke XIII*. Frankfurt am Main: S. Fischer.
- Lacan, J. (1966). *Écrits*. Paris: Editions du Seuil.
- Lacan, J. (1974). *Télévision*. Paris: Seuil.
- Lacan, J. (1991a). *Séminaire IX, L'identification (1961-1962)*. Paris: Seuil.
- Lacan, J. (1991b). *Séminaire XVII, L'envers de la psychanalyse (1969-1970)*. Paris: Seuil.
- Lacan, J. (1996). *Schriften I* (4th ed.). Weinheim; Berlin: Quadriga.
- Roudinesco, E. (1993). *Jacques Lacan: esquisse d'une vie, histoire d'un système de pensée*. Paris: Fayard.
- Saussure, F. de. (1989). *Cours de linguistique générale* (éd. critique., Vol. Tome 1). Wiesbaden: Otto Harrassowitz.
- Simonelli, T. (2000). *Lacan la théorie*. Le Cerf.

Vappereau, J.-M. (1997). *Nœud: une théorie du nœud pour la psychanalyse*. Paris: Topologie en extension.